

**ROBERT
BRACK**

Polnische Trilogie

**Die
Spur
des
Raben**

KRIMI bei Pendragon

PENDRAGON 

Robert Brack · Die Spur des Raben



A Faint Cold Fear Thrills Through My Veins

William Shakespeare

„Aufstehen, los!“

Kosak quälte sich aus dem Bett. Es fiel ihm immer noch sehr schwer.

„Schneller!“, befahl der Beamte, während der andere sich wichtiguerisch im Zimmer umsah und mit seinen Händen alles begrabschte, was er für interessant hielt.

„Darf ich meine Zahnbürste mitnehmen?“, fragte Kosak beim Anziehen.

„Reden Sie keinen Quatsch und beeilen Sie sich.“

Polen im Herbst 1983.

Der ehemalige Reformaktivist Janusz Kosak wird wieder einmal von ungebetenen Gästen in seiner zwangsverordneten Ruhe gestört. Man bittet ihn unsanft zu einem „Gespräch“ in das Hauptquartier der Geheimpolizei von Danzig.

Kosak weiß, dass er sich längst keine verbalen Ausrutscher mehr leisten darf. Aber es ist immer das Gleiche mit ihm: So wie in der großen Zeit der Reformbewegung von 1981 kann er es sich nicht verkneifen, den Apparatschiks die Meinung zu sagen.

Aber es sind nicht nur Staat und Partei, die eine Rechnung mit ihm zu begleichen haben – Kosak kennt seinen Widersacher genau:

Roman Bandrowski, ein Jugendfreund, der mehr als nur die gemeinsamen Ideale verraten hat. Der geschickte Intrigant hatte es im Laufe der Jahre geschafft, in entscheidende Machtpositionen aufzusteigen, aber er ahnt, dass Kosak ihn zu Fall bringen kann.

Noch befindet sich Bandrowski in der stärkeren Position, und Kosak muss in den Westen flüchten. Keiner der beiden hätte zu diesem Zeitpunkt geglaubt, dass sich eines Tages ihre Wege noch einmal kreuzen würden.

Robert Brack

Die Spur
des Raben

PENDRAGON

Pendragon Verlag

gegründet 1981

www.pendragon.de

Originalausgabe

Veröffentlicht im Pendragon Verlag

Günther Butkus, Bielefeld 2015

© by Pendragon Verlag Bielefeld 1988

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Anja Schwarz

Umschlag und Herstellung: Uta Zeißler, Bielefeld

Umschlagfoto: unsplash /Erik Witsoe

E-Book ISBN 978-3-86532-522-8

eBook-Herstellung und Auslieferung:

readbox publishing, Dortmund

www.readbox.net

Die Hauptpersonen

Janusz Kosak

verfolgt die Spur des Raben

Roman Bandrowski

nutzt die Mechanismen der Macht

Jolanta Lewicka

opfert ihre Ideale

Major Kronstad

würde auf eine Dienstreise gerne verzichten

Ryszard Przeczek

genießt den Swimmingpool seiner Datscha

Grażyna Przeczek

ist flink mit dem Messer

Major Powarski

kann nicht anders

Mattfeld

kennt die Ideale der polnischen Frauen

Schimmel & Schimmel

nehmen den Mund gern voll

Tadeusz Estreicher

entrollt die schwarze Fahne

Sopot, Herbst 1983

Der Saxophonist in der *Kawiarnia Bałtyk* blies sich die Seele aus dem Leib. Wie jeden Samstagabend zu fortgeschrittener Stunde wagte er sich an sein Lieblingsstück *I Did It My Way* von Frank Sinatra. Er spielte nur die Melodie, ohne Variationen, aber er spielte sie mit Gefühl. Er fand kein Ende, immer wieder begann er einen neuen Chorus, ganz so, als wolle er der Wahrheit der Melodie noch ein Stück näherkommen, als hätte er sein ganzes Leben darauf gewartet, sie spielen zu dürfen. Bis vor einer halben Stunde hatte er lediglich als schmeichlerischer Begleitmusiker die dralle blonde Sängerin namens Danuta begleiten dürfen, und keiner hätte ihm diese Inbrunst zugetraut. Nun aber schwitzte er aus allen Poren seines gedrungenen Körpers, und jedermann konnte erkennen, wie ernst es ihm war. Schweißbäche ergossen sich über sein breites Gesicht, das von der abenteuerlichen Lichtorgel abwechselnd mit rotem oder grünem Geflacker erleuchtet wurde. Die Band zog wacker mit, und auf der Tanzfläche drängten sich engtanzende Paare.

Janusz Kosak saß am anderen Ende des Saales an der Bar und überlegte, ob er nach Hause gehen sollte. Das Bier war bereits zur Neige gegangen, und wenn er noch länger bleiben wollte, würde er auf Wodka umsteigen müssen. Bevor er hergekommen war, hatte er sich vorgenommen, standhaft zu bleiben. Am letzten Wochenende hatte er sich in reichlich angetrunkenem Zustand von einem ebenso unzurechnungsfähigen alten Mann in eine politische Diskussion ziehen lassen, die darin gegipfelt hatte, dass der Alte laut brüllend verlangte, man solle den Staatsapparat „von diesem Judenpack“ reinigen. Kosak hatte den Mann am Kragen gepackt und versucht, ihn aus dem Lokal zu zerren. Der Misshandelte hatte gebrüllt wie am Spieß und verlangt, man solle die Miliz rufen. Kosak hatte es daraufhin mit der Angst bekommen, den Alten in Richtung der tratschenden Garderobenfrauen geschubst und war nach Hause getorkelt. Bei dem Gedanken daran schüttelte er den Kopf – in diesem Zustand noch den Moralisten spielen zu wollen war wirklich absurd.

Als er sah, dass die blonde Danuta ihm vom anderen Ende der Bar herüber einen vielversprechenden Blick zuwarf, bestellte er doch noch einen Wodka. Auf diese Entfernung macht sie einen ganz passablen Eindruck, dachte er. Das enge Kleid und der tiefe Ausschnitt hatten es im wahrsten Sinne des Wortes in sich. Kosak musste grinsen. Die blonde Danuta grinste zurück, und damit war ein wesentlicher Teil ihres Zaubers unwiderruflich dahin. Sie musste mindestens fünf Jahre älter sein als er, also etwa 40. „Danuta ist immer auf der Suche nach Frischfleisch“, hatte ihm irgendeiner einmal erzählt, „wie wir alle“. Und das bezog sich keineswegs auf die Schlangen vor den Fleischerläden.

Nun prostete sie ihm zu, und er hob sein leeres Glas. Nun ja, ein paar Gramm konnte er sich noch leisten. Er bestellte einen Doppelten. Als sein Blick wieder zu der Sängerin schweifte, sah er, dass sie sich jetzt mit einem Kerl mit Schnauzbart unterhielt.

Er drehte sich mit dem Rücken zur Bar, um sich anzulehnen und den Raum besser überblicken zu können. Die Leute auf der Tanzfläche klatschten, und der Saxophonist verbeugte sich süßlich lächelnd.

Dann deutete er auf den düster dreinblickenden Gitarristen und verließ die Bühne. Die Band begann ein weiteres langsames Stück: *El Condor Pasa*. Der Gitarrist übernahm mit klirrenden Saiten die Melodieführung. Die Paare auf der Tanzfläche rückten noch enger zusammen.

Kosak nippte an seinem Glas. Er kam sich überflüssig vor. Sein Blick glitt über die Girlanden, die unter der Saaldecke hingen, und über die Tische. Einige Gäste waren bereits aufgestanden, um nach Hause zu gehen. Auch für ihn wäre es das Vernünftigste, heimzugehen und sich ins Bett zu legen. Vernünftig? Kosak lächelte gequält. Weshalb denn? Kein Mensch fragte ihn danach, ob er den morgigen Tag verschlief oder sinnvoller nutzte. Jeder Tag war im Grunde genommen gleich, sei es nun ein Werktag wie heute oder ein Samstag wie morgen. Sie hatten versucht, ihm die Arbeit zu nehmen, und ihm eine Art Quarantäne aufgezwungen. Er solle am besten gleich ganz in seiner Wohnung bleiben, hatte man ihm zu verstehen gegeben. Und tatsächlich wäre dies das Klügste gewesen, denn dort brauchte er keine Angst zu haben, von der Miliz angehalten zu werden. Aber dieses enge, kleine, modrige Zimmer war kein Ort, an dem man so einfach einen ganzen Tag verbringen konnte. Ein paar Stunden schaffte er es zwar fast täglich, sich an seinen Schreibtisch –

eigentlich nur ein Brett über ein paar Kisten gelegt – zu setzen und zu arbeiten. Aber da er es nur für sich tat und ihm immer so schnell kalt wurde, weil die Sonne so gut wie nie in seine enge Behausung hineinschien, erlosch sein Arbeitseifer schnell. Zumal es passieren konnte, dass man ihm seine Aufzeichnungen wegnahm und konfiszierte. Trotzdem, redete er sich immer wieder zu, man durfte sich nicht gehen lassen, musste weitermachen, solange es ging.

Um ihn herum wurde es lauter. Drei hoffnungslos betrunkene Männer, die die ganze Zeit schon in seiner Nähe fleißig gezecht und diskutiert hatten, standen nun plötzlich um ihn herum und begannen sich lautstark zu streiten. Dass er ihnen dabei im Weg war, schien sie nicht zu stören.

„Aber das ist Betrug!“, rief einer schwerfällig aus. „Er ist ein Betrüger, er will mich betrügen.“ Das Wort schien ihm zu gefallen. Er war der Größte der drei und beugte sich über Kosak, um den anderen, offenbar den Mittler im Streit, am Ärmel zu zupfen.

„Aber nein“, sagte der beschwichtigend, „er hat doch nur ein bisschen zu viel getrunken. Und nun hat er es einfach vergessen.“

„Er ist ein Schuft und ein Betrüger“, wiederholte der erste.

Der Angeklagte starrte nur dumpf vor sich hin. Er war klein und stämmig und trug einen abgetragenen Anzug. Man sah seinem Bauerngesicht an, dass er angestrengt nachdachte. Schließlich schien er zu einem Ergebnis gekommen zu sein. „Ha!“, sagte er kurz, und dann noch mal: „Ha!“

„Ha, ha“, äffte der andere ihn nach und wandte sich dann an Kosak: „Was sagen Sie dazu, mein Herr? Erst lädt er uns ein, und dann weigert er sich zu bezahlen. Ist er nun ein Schuft oder nicht?“

Der Mann roch entsetzlich nach Alkohol. Einen Moment lang wurde Kosak beinahe übel, und er bereute, dass er selbst getrunken hatte. Nun schaltete sich der Mittler wieder ein. Er war älter und im Vergleich zu seinen Freunden eher schwächling.

„Hören Sie nicht auf ihn, er weiß nicht, was er sagt.“

„Und ob ich weiß, was ich sage!“ Der Betrogene pochte sich mit dem Zeigefinger gegen die Brust. „Man behandelt mich schlecht. Ich verlange mein Recht. Ich bin doch kein Hund!“

Der Mittler näherte sich dem Sündenbock. „Marek, nun sei doch vernünftig.“

„Nein“, sagte Marek.

„Er ist doch dein Freund.“

„Gewesen“, erklärte Marek genüsslich.

„Da hören Sie, was für ein Schuft er ist“, fing der andere wieder an, auf Kosak einzureden, und rief dann über dessen Kopf hinweg: „Ein Betrüger bist du und ein Dieb und ein Kommunist, ein Kom-munist!“

Der Schmächtige rang verzweifelt mit den Händen.

„Ha!“, rief Marek noch lauter.

„Hören Sie“, wandte sich der Schmächtige nun wieder an Kosak, „so kann man doch nicht mit seinem Freund sprechen.“

Kosak zuckte mit den Schultern.

Der Beleidigte schob sich an ihnen vorbei und legte seinem Freund versöhnlich die Hand auf die Schulter.

„Marek“, sagte er in bittendem Ton.

„Nein“, wiederholte der laut, schüttelte die Hand ab und stellte sich provozierend in Positur.

Nun war auch die Kellnerin hinter dem Tresen zur Stelle und schimpfte auf die Streithähne ein:

„Meine Herren, können Sie sich nicht benehmen? Dies ist ein anständiges Lokal. Bitte unterhalten Sie sich leise oder gehen Sie nach draußen, dies ist eine Tanzveranstaltung.“

Kosak hatte endgültig genug. Er zahlte und schob sich von seinem Barhocker. Er bereute jeden Tropfen Wodka, den er getrunken hatte. In diesem Moment wandelte sich der Streit zwischen den Betrunkenen in eine handgreifliche Auseinandersetzung. Marek schlug seinen Freund, der gerade noch versucht hatte, ihn zu umarmen, wütend ins Gesicht und traf ihn mit einer derartigen Wucht, dass er nach hinten taumelte, gegen Kosak stieß und zu Boden fiel. Kosak, selbst noch nicht ganz im Gleichgewicht, torkelte hilflos nach hinten und wurde von zwei sanften Armen aufgefangen. Peinlich berührt richtete er sich hastig wieder auf und starrte in das amüsierte Gesicht der blonden Sängerin.

„Na, Sie sind aber stürmisch“, sagte sie kopfschüttelnd und mit einem leicht vorwurfsvollen Ton in der Stimme, „das ist wohl Ihre Masche, was?“

Er entschuldigte sich stotternd.

„Machen Sie sich nichts daraus, ich bin es ebenfalls gewohnt, herumgeschubst zu werden. Meistens von ihm hier.“ Sie deutete auf den Saxophonisten, der neben ihr stand und ihn ausdruckslos anblickte. „Sie wollen wohl auch gerade gehen? Kommen Sie doch mit uns mit, wir gehen noch in eine Bar um die Ecke. Hier wird jetzt Schluss gemacht.“

Tatsächlich leuchtete in diesem Augenblick die Saalbeleuchtung auf, die Band spielte einen Schlussakkord, und die meisten Gäste strömten dem Ausgang zu. Kosak war sich zunächst unschlüssig, entschied sich dann aber, die Musiker zu begleiten. Ein wenig Abwechslung würde ihm guttun, dachte er vage, sein elendes Zimmer würde er früh genug wiedersehen.

Die Bar im Keller eines der Promenadencafés in der „Straße der Helden von Montecassino“, die zum Strand führte, bestand im Wesentlichen aus einer runden Theke in der Mitte des Raumes. Während die Musiker sich über Familienprobleme und Geschäfte unterhielten, schien Danuta sich hauptsächlich für Kosak zu interessieren. Nachdem sie sich vorgestellt hatten, nannte sie ihn „Herr Janek“, wie das so üblich war.

„Sie wohnen sicherlich in der Dreistadt?“, fragte sie ihn.

„Ich habe ein Zimmer hier in Sopot.“

„Ach, ich würde auch gern hier wohnen. Immer wenn wir hier zu tun haben, kommt es mir so vor wie halbe Ferien. Ist es nicht wunderbar, immer hier sein zu können? Die Promenade, das Meer, der Strand, die Mole ...“

„Eine Stadt ist nur halb so schön, wenn man sie nicht ab und zu einmal verlassen kann.“ Der Alkohol hatte ihn in eine Art Bekenntnislane versetzt. „Nun sagen Sie bloß noch, dass Ihre Frau Sie an der Kandare hält und Sie heute Abend geflüchtet sind.“ Sie lachte.

„Nein, nein, so schlimm ist es auch wieder nicht.“

„Sie arbeiten zu viel?“, fragte sie mit einem Bedauern in der Stimme.

„Nein, eher zu wenig. Das heißt, im Grunde genommen habe ich überhaupt nichts zu tun. Man hat mich gewissermaßen aufs Abstellgleis geschoben.“

„Ach so, ich verstehe. Sie sind einer von denen.“

„Ja, einer von denen. Aber das hat nicht viel zu bedeuten. Ich habe nie eine wichtige Rolle gespielt.“

„Wichtig genug, dass man sich an Ihnen rächen will.“

Er schüttelte den Kopf. „Mit Rache hat das nichts zu tun. Sie wollen sich nur nicht mehr reinreden lassen.“

„Für einen Oppositionellen haben Sie aber komische Ansichten. Sie müssten doch eigentlich wütend sein.“

Kosak war plötzlich irritiert. Verdächtig schnell hatte sich das Gespräch auf dieses Thema hin entwickelt, schoss es ihm durch den Kopf. Er war betrunken und unvorsichtig und sollte sich auf dem schnellsten Weg nach Hause begeben, anstatt sich mit wildfremden Leuten über seine Vergangenheit zu unterhalten.

„Haben Sie keine Freunde, die Ihnen helfen?“

Diese Frage ging ihm nun wirklich zu weit: Hatte man die Sängerin auf ihn angesetzt? Oder war er mal wieder das Opfer seiner eigenen Verfolgungsgänge geworden? Er war beunruhigt.

Danuta hatte seine Unsicherheit bemerkt und wechselte das Thema: „Sie sind also nicht verheiratet?“ Dabei zwinkerte sie kurz. „Das trifft man nicht oft bei so jungen attraktiven Männern.“ Eine Nutte im Dienst der Geheimpolizei, dachte er, das ist ja zum Kotzen. Aber gleichzeitig warf er sich Ungerechtigkeit vor: Wo bleiben deine Beweise, mein Lieber?

„Nein, ich lebe allein.“

„Die reinste Verschwendung ist das“, sagte sie schelmisch. Eigentlich fand er sie ganz nett. „Oder sind Sie doch vielleicht verlobt und wollen es mir nur nicht sagen?“

„Nein.“

Er war einmal verlobt gewesen, aber das ging seiner Meinung nach niemanden etwas an.

Plötzlich stand schon wieder ein volles Glas Wodka vor ihm. Er konnte sich nicht erinnern, das andere schon leergetrunken zu haben. Wollten sie ihn betrunken machen? Ihm war bereits übel. Sein Blick wanderte durch den Raum, die Personen verschwammen vor seinen Augen. Der fette Saxophonist grinste und prostete ihm zu.

„Trink doch, mein Kleiner“, sagte Danuta, „wir laden dich ein.“

Sie hielt ein Glas Wein in der Hand. Kosak riss sich zusammen.

Wenn sie ihn fertigmachen wollten, mussten sie früher aufstehen, dachte er grimmig, so schnell schaffte es keiner, ihn unter den Tisch zu trinken. Er stieß mit ihr an und leerte das Glas in einem Zug. Sein erwachtes Misstrauen drängte den Rausch zurück. Sie lächelte ihn zufrieden an und sagte mit einer schmollenden Kleinmädchenstimme: „Wollen Sie mir nicht noch etwas aus Ihrem Leben erzählen, Herr Janek?“

„Das war alles ganz langweilig“, erwiderte er, „man hat sich viel zu viel Mühe gegeben, aus mir einen gefährlichen Mann zu machen.“

Er zuckte zusammen, als er plötzlich ihre Hand auf seinem Oberschenkel spürte. Sie rückte nahe an ihn heran und flüsterte: „Ich habe ein hübsches kleines Hotelzimmer ... wir würden uns bestimmt gut verstehen.“

Er sah ihr in die Augen. Aber wie soll man bei einem wildfremden Menschen erkennen können, ob er lügt oder die Wahrheit sagt. Er sah nur, dass ihre Augen blau waren und dass ihr Gesicht, aus der Nähe betrachtet, nicht besonders frisch aussah. Sie strahlte auch irgendetwas Jämmerliches aus. Dieses entsetzlich blonde Haar, das nutzlose Makeup, die aufdringliche Nacktheit ihres Dekolletés, das eher von Verfall als von Lebenslust gezeichnet war, all das fiel ihm unangenehm auf. – Kein Zweifel, er versuchte sich mit allen Mitteln loszureißen. Und doch fand er sie auf eine angeschlagene Weise attraktiv. Warum konnten sie keinen jüngeren Spitzel auf ihn ansetzen? Wäre er dann mitgekommen? Und hatte man die blonde Danuta tatsächlich hinter ihm hergeschickt? Das alles waren müßige Fragen. Sein Kopf weigerte sich, eine Antwort darauf zu finden.

Sie merkte, wie er sie von oben bis unten musterte und wurde unsicher. Sie zog ihre Hand wieder weg, ihr Lächeln verschwand.

„Sehr galant sind Sie aber nicht, mein Herr.“

Kosak stand auf und kramte nach seinem Geld. Er wusste nicht mehr, wieviel er getrunken hatte, legte das Geld für zwei Wodka auf die Theke und stieß sich von ihr ab. Er war scheußlich betrunken.

„Auf Wiedersehen, meine Dame“, sagte er steif, aber höflich.

Die anderen ignorierend stolperte er die Treppe nach oben auf die Straße. Dankbar nahm er zur Kenntnis, dass ein frischer Wind aufgekommen war, der ihm vom Meer her ins Gesicht blies.

Er wandte sich nach rechts Richtung Mole und bog dann in eine kleine Straße ein. Da sich das Nachtleben in Sopot im Wesentlichen auf die eine große Straße beschränkte, die quer durch den Ort zur Mole führte, waren alle anderen unbelebt und um diese Zeit völlig ausgestorben. Irgendwie kam es ihm schon komisch vor, wie sehr es ihn auf einmal drängte, in sein schäbiges Zimmer zu kommen. Aber es war nun mal sein einziger Zufluchtsort. Im Grunde genommen konnte er sich wirklich glücklich schätzen, in der Dreistadt leben zu dürfen, hatte er doch immerhin mit Sopot, Danzig und Gdynia drei Städte zur Auswahl. Das war immer noch besser, als in einem langweiligen Provinznest festzusitzen.

Er torkelte durch ein paar Pfützen und erreichte die kleine Straße, in der sich seine Wohnung befand. Das Gartentor quietschte erbärmlich. Als er es wieder schloss, versanken seine Füße im Matsch, und er spürte, wie das Dreckwasser kalt in seine Schuhe hineinlief. Er fluchte. Ausgerechnet an dieser Ecke musste mit der Straßenbeleuchtung gespart werden. Unwillig blickte er zum Himmel – hinter all diesen schwarzen Wolkenmassen hatte sich der Mond versteckt ...

Plötzlich fuhr er zusammen. Da war jemand. Starr vor Schreck blieb er mitten im Schlamm stehen. Zwischen den Obstbäumen des kleinen Gartens traten drei dunkle Gestalten hervor. Drei Männer in engen Windjacken, mit Schirmmützen auf dem Kopf. Ihre Gesichter waren nicht zu erkennen. Mit einigen Metern Abstand zueinander traten sie langsam und schweigend auf ihn zu. Unter ihren behäbigen Schritten gluckste es im Schlamm. Keiner sprach ein Wort. Sie mussten sich nicht miteinander verständigen. Sie hatten auf ihn gewartet.

Kosak brachte keinen Ton hervor.

Die ersten Hiebe landeten gerade und präzise auf seiner Stirn und den Schläfen. Es tat nicht weh, es brachte ihn nur ein wenig aus dem Gleichgewicht. Erst als ein Faustschlag mitten auf seine Nase krachte, kam er auf die Idee, seine Arme schützend zu heben. Und da hatten sie ihn schon umringt und schlugen mit Knüppeln auf ihn ein. Als er sich nach vorne beugte, um sein Gesicht zu schützen, rammte einer sein Knie dagegen. Er wollte weglaufen, aber es ging nicht. Er spürte, wie das Blut seinen Kopf herunterlief, und schrie so laut er konnte. Es klang dünn und armselig. Und

plötzlich, nach einigen Treffern in den Unterleib, war dieser grauenvolle Schmerz da, und er ließ sich zu Boden fallen. Der Schmerz wollte nicht enden. Und immer wieder schlugen sie in einem wahnwitzigen Rhythmus mit den Knüppeln auf ihn ein, traten ihn mit den schweren Stiefeln. So lange, bis er das Bewusstsein verlor. Kurz zuvor dachte er noch, dass es besser gewesen wäre, wenn er auf das Angebot der blonden Danuta eingegangen wäre.

Irgendjemand hatte ihn ins Krankenhaus gebracht. Er erinnerte sich nur undeutlich an den Transport und überhaupt nicht daran, wer sich seiner erbarmt hatte. Erst am nächsten Morgen erwachte er wieder zu vollem Bewusstsein. Merkwürdigerweise in einem Ein-Bett-Zimmer. Eine solch bevorzugte Behandlung hatte man ihm bisher noch nie angedeihen lassen. Jedenfalls dachte er das einen Moment lang, bevor er merkte, dass das Bettzeug schmutzig war und sich niemand um ihn kümmerte. Die drei von allerlei Krankenhausabfall überquellenden Eimer, die in einer Ecke standen, das verdreckte Waschbecken und die Putzgeräte in der anderen, belehrten ihn über die wahre Wertschätzung, die man ihm hier entgegenbrachte: Er befand sich in einer Abstellkammer.

Durch das kleine Fenster in einer Mauernische, das zu drei Vierteln mit weißer Farbe bemalt war, drang blasses milchiges Licht. Es musste noch früh am Morgen sein. Als er versuchte, sich im Bett aufzurichten, spürte er diesen alles durchfließenden Schmerz, der sich in seinem ganzen Körper ausgebreitet hatte. Er ging einher mit einem scheußlichen Gefühl des Elends. Jeder Versuch sich zu bewegen bescherte ihm neue Qualen. Trotzdem schaffte er es mit viel Mühe, sich langsam aufzurichten. Er befühlte sein Gesicht. Es war an vielen Stellen geschwollen. Jede kleinste Kieferbewegung tat weh. Über seine Stirn hatte man mit breiten Pflasterstreifen eine dicke Mullbinde festgeklebt. Auch auf seinem Kinn klebte ein Pflaster.

Mühsam schob er die Bettdecke zurück. Sie hatten ihn bis auf die Unterwäsche ausgezogen. Er blickte um sich, konnte seine Kleider aber nirgends entdecken. Seine Beine waren mit großen blauen Flecken übersät, am rechten Schienbein hatte er eine Wunde, am linken einen Bluterguss. Er betastete seinen schmerzenden Oberkörper, verzichtete aber darauf, ihn in Augenschein zu nehmen, es wäre ihm viel zu schwer gefallen. Schließlich versuchte er sich ganz aufzusetzen, aber ihm wurde schwindelig. Seufzend ließ er sich zurückfallen und döste wieder ein.

Ein junger Mann in einem flatternden weißen Kittel riss ihn aus einem gerade beginnenden angenehmen Traum, der ihn in einen Ski-Urlaub in Zakopane entführen wollte. Offenbar ein unfreundlicher, karrieresüchtiger Assistenzarzt, so schätzte Kosak ihn gleich nach dem ersten Blick aus den halbgeöffneten Augen ein. Der Mann war groß, hager, blass und hatte das Gesicht eines Akademikers, der in Sadismus promoviert hatte. Von Anfang an vermied er es, seinem Patienten ins Gesicht zu sehen.

„Guten Morgen. Ich denke, es müsste Ihnen jetzt schon besser gehen“, sagte er mit Ungeduld und einem unverhohlenen Desinteresse in der Stimme. Bevor Kosak etwas erwidern konnte, fuhr er fort: „Ich habe mir die Röntgenbilder angesehen, die wir von Ihnen gemacht haben. Sie haben noch einmal Glück gehabt, es scheint nichts gebrochen zu sein. Einige schwere Prellungen, vor allem im Gesicht, ein paar Platzwunden am Kopf und Blutergüsse am Körper, das ist alles. Keine inneren Verletzungen.“ Er las die Sätze wie ein Kochrezept von einem Blatt Papier ab.

„Wo bin ich denn überhaupt?“

Der Arzt reagierte nicht auf Kosaks Frage, sondern fuhr fort: „In zwei Stunden werden Sie entlassen. Sie können sich ein Taxi nehmen und Ihre Verletzungen zu Hause auskurieren. Für uns gibt es nichts mehr zu tun.“

„Na hören Sie mal, haben Sie mich denn auch richtig untersucht?“

Kosak wusste, dass seine Frage sinnlos war. Man wollte ihn loswerden. Ein Anruf irgendeines Beamten beim Chefarzt, dem man nahelegt, nicht zu pingelig mit diesem einen Patienten zu verfahren, und dieser delegiert die unangenehme Aufgabe an einen seiner zuverlässigen Untergebenen, der bei dieser Gelegenheit beweisen kann, was er unter der Treue zum Staat versteht.

„Selbstverständlich wurden Sie untersucht“, sagte der Mediziner kalt und wedelte mit seinem Stück Papier. „Sie waren wohl zu betrunken, um etwas davon zu merken. Es dürfte im Übrigen keinen Grund für Sie geben, sich zu beklagen, nachdem Sie sich selbstverschuldet in diese Lage gebracht haben.“

Die freche Arroganz des Arztes machte Kosak wütend. Trotz aller Schmerzen richtete er sich auf und versuchte zu schreien, aber seine Stimme ähnelte eher einem Röcheln: „Sie wissen haargenau, wie ich in so eine Lage, wie Sie es nennen, gekommen bin. Verschonen Sie mich mit Ihren Scheinheiligkeiten. Sie sind doch nichts anderes als eine Figur in einem

Marionettentheater, Sie ...“ Seine Stimme versagte. Es war ohnehin sinnlos. Kosak sank auf sein Kissen zurück.

„Sie waren betrunken“, wiederholte der Arzt rechthaberisch.

Und während er sich feige zur Tür umdrehte, sagte er: „Sie werden sofort entlassen.“

„Mistkerl!“, rief Kosak mit schwacher Stimme hinter ihm her. Die Schwester, die daraufhin mit seinen Kleidern kam, irgendein unscheinbares junges Mädchen, das wahrscheinlich gar nicht wusste, um was es ging, half ihm wortlos beim Anziehen und zeigte ihm den Weg zum Ausgang.

Zu allem Überfluss dauerte es dann auch noch ewig, bis er ein Taxi bekam.

Immerhin hatten sie ihm seine Brieftasche gelassen, sodass er den Fahrer wenigstens bezahlen konnte, auch wenn er sich solche Extravaganzen im Grunde gar nicht leisten durfte.

Das Haus, in dem Kosak nun seit ungefähr einem Jahr ein Zimmer bewohnte, war klein und gehörte einer alten Witwe, die im Erdgeschoss lebte. Im ersten Stock, praktisch unter dem Dach, wohnte eine junge Familie mit einem kleinen Kind, die aber tagsüber so gut wie nie zu Hause waren, und gegenüber in einem einzelnen Zimmer auf der anderen Seite der Treppe lebte er selbst.

Langsam, unter heftigen Schmerzen im Rücken und in den Beinen, quälte er sich die morsche Treppe hinauf. Als er den Schlüssel im Schloss herumdrehen wollte, stellte er fest, dass nicht abgeschlossen war. Er wusste, dass er seine Tür immer gewissenhaft abschloss, wenn er ging. Aber er wusste auch, dass es ein Leichtes war, das Schloss mit einem einfachen Dietrich zu öffnen. Einmal hatte er versucht, ein großes, solides Vorhängeschloss anzubringen, aber als die alte Vermieterin das gesehen hatte, begann sie fürchterlich zu zetern. Dies sei schließlich ihr Haus, hatte sie beharrlich erklärt, und sie hätte ein Recht auf den Zugang zu allen Zimmern. Wenn er sich nicht fügen wolle, könne er ja ausziehen. Kosak, der froh war, überhaupt eine Behausung gefunden zu haben, nachdem man ihn aus der staatlichen Wohnung an die Luft gesetzt hatte, musste nachgeben.

Und nun hatte er den Ärger. Man hatte sein Zimmer durchsucht. Aber wahrscheinlich hätte sie auch ein noch so großes Schloss nicht daran gehindert. Die Alte hatte sicher überhaupt nichts davon mitbekommen, sie

war so gut wie taub. Es war nicht das erste Mal, dass man seine Wohnung durchsucht hatte, kurz bevor er seine Arbeit verloren hatte, hatten sie seine damalige Danziger Wohnung total verwüstet.

Jetzt stand er in der geöffneten Tür, blickte auf das Chaos, das sie ihm hinterlassen hatten, und spürte, wie ihn die Kräfte verließen. Die Schreibtischplatte war zu Boden geworfen worden, die Kisten kaputt getreten. Die wenigen Bücher, die er noch besaß, lagen zerfetzt oder zerfleddert auf dem Fußboden. Eines der kleinen Regale hatte man mitsamt den Nägeln aus der Wand gerissen. Der Schrank war geöffnet und all seine Kleidungsstücke im Zimmer verstreut worden, das Bett zerwühlt, die Matratze umgedreht. Seine müden Augen suchten das Durcheinander ab. Das war ja zu erwarten gewesen, dachte er resignierend. Sie hatten seine Schreibmaschine mitgenommen. Irgendeiner von diesen Geheimdienstschergen würde sie für einen guten Preis losschlagen können. Auch nach seinen Aufzeichnungen würde er gar nicht erst suchen müssen – alles was danach aussah, als sei es von ihm verfasst worden, war ein gefundenes Fressen für sie.

Na gut, dachte er verbissen, mag sein, dass sie mir alles weggenommen haben, aber das Wichtigste haben sie nicht bekommen: das Manuskript *R.* Denn das bewahrte er vorsichtshalber außerhalb seiner Wohnung auf – Blatt für Blatt brachte er in ein Versteck. Um daran weiterzuarbeiten, brauchte er keine Schreibmaschine. Er konnte auch mit der Hand schreiben. Er hatte ja genug Zeit.

Er merkte, wie er, gegen den Türrahmen gelehnt, langsam in sich zusammensackte. Eine entsetzliche Müdigkeit breitete sich in ihm aus. Mit letzter Anstrengung machte er das Bett wieder benutzbar, entkleidete sich so gut es ging und legte sich hin.

Wäre er nicht schon wieder halb bewusstlos gewesen, hätte er sich wahrscheinlich selbst darüber gewundert, wie ungebrochen sein Widerstandswille noch war. Offenbar hatten sie es noch immer nicht geschafft, ihm Angst zu machen. Aber vielleicht kam die Angst erst später, wenn die Schmerzen und die Müdigkeit nachließen.

„Diese Schweine“, murmelte er, als er sich die Bettdecke über den Kopf zog, „diese verdammten Schweine.“

Er erwachte von einem Klopfen an der Tür.

„Janek.“

Im Zimmer war es stockdunkel, unter der Zimmertür hindurch fiel ein dünner Lichtstrahl.

„Janek, bist du da?“

Mühsam richtete er sich auf.

Einen Moment, ich mache auf, wollte er sagen, aber es gurgelte nur in seiner Kehle. Er hatte Halsschmerzen.

Die Tür öffnete sich trotzdem. Er hatte glatt vergessen, sie wieder abzuschließen. Wie draufgängerisch von mir, dachte er in einem Anflug von Galgenhumor.

„Darf ich hereinkommen?“

„Ja.“ Es war wieder nur ein leises Krächzen.

Henryk trat ein. Kosak nannte ihn den „alten Henio“, obwohl er so alt nun auch wieder nicht war – etwa um die 60 Jahre. Henryk war einmal Werftarbeiter gewesen und hatte ein bewegtes Leben hinter sich. 1970 hatte er die folgenschweren Streiks in der Danziger Lenin-Werft mitgemacht als eines der Mitglieder des Streikkomitees. Auch bei der Gründung von Solidarność war er dagewesen, hatte sich aber mit seinen Kollegen zerstritten, da sie in ihren Forderungen seiner Meinung nach zu radikal und arrogant geworden waren. Kaum jemand hatte in der wilden Zeit des Jahres 1981 auf solche, zur Mäßigung aufrufenden Stimmen hören mögen. Kurz vor der Erklärung des Kriegsrechts erkrankte er schwer und musste seine Arbeit aufgeben. Während der nachfolgenden politischen Wirrungen verlor er den Kontakt zu seinen einstigen Kollegen und versuchte auch nicht mehr, daran anzuknüpfen, da er der Meinung war, dass sie mitschuldig waren an der nationalen Katastrophe vom Dezember 1981. Nun war er Rentner und arbeitete gelegentlich in einem Danziger Pfarrhaus, wo man einen Handwerker ganz gut gebrauchen konnte. Kosak und er hatten sich auf einer Veranstaltung parteiinterner Oppositioneller kennengelernt – als es so etwas noch gab. Später, zur Zeit der Ausgangssperren und der allgemeinen nationalen Depression, hatten sie sich zufällig auf der Straße wiedergetroffen und sahen sich seither regelmäßig. Beide kannten sonst so gut wie niemanden mehr, mit dem sie offen reden konnten.

„Es hat sich herumgesprochen, dass hier irgendetwas passiert ist“, sagte Henryk.

„Es hieß, du seist ins Krankenhaus gekommen. Als ich dort war, taten sie so, als wüssten sie von nichts. Aber schließlich sagte man, du wärest längst schon wieder nach Hause gefahren. Was ist denn nur passiert, um Himmels willen?“

Kosak räusperte sich und antwortete unter starken Schmerzen im Hals: „Wenn du die Tür schließt und das Licht anmachst, falls es noch geht, erzähle ich dir, was passiert ist.“

Henryk stellte die umgekippte Stehlampe wieder auf, die einzige Lichtquelle außer ein paar Kerzen, die Kosak besaß. Wie durch ein Wunder war die Birne nicht kaputtgegangen.

„Heilige Maria!“, rief Henryk aus, als er das Durcheinander sah. „Das ist ja entsetzlich.“

„Tja, die heilige Maria könnte ruhig mal zum Aufräumen vorbeikommen, würde ich sagen.“

Henryk ignorierte seine blasphemische Äußerung, er hatte sich im Laufe der Zeit an Kosaks Sarkasmen gewöhnt. Sein Blick wanderte von dem Durcheinander zu seinem Freund.

„Mein Gott, Janek“, sagte er sehr leise und traurig, „wie haben sie dich zugerichtet.“

Kosak betastete unwillkürlich sein Gesicht.

„Das wird schon werden. Ich glaube, ich habe noch mal Glück gehabt. Ich kann mich zwar kaum bewegen, aber es scheint nichts Ernstes zu sein.“ Dann erzählte er, was am gestrigen Abend passiert war.

„Wir müssen dich unbedingt noch von einem anderen Arzt untersuchen lassen. Diesen Kerlen im Krankenhaus darf man nicht vertrauen“, sagte Henryk, nachdem Kosak seinen Bericht beendet hatte.

„Aber nicht heute. Vielleicht morgen. Ich hasse dieses Zimmer, und ich hasse dieses Bett, aber heute kriegt mich kein Mensch mehr hier raus!“

„Weißt du, warum sie dich überfallen haben? Haben sie hier was gefunden?“

„Sie brauchen einfach mal jemanden zum Rumschubsen. Nachdem wieder Ruhe und Ordnung im Land eingekehrt sind, haben sie Angst um ihre Arbeitsplätze. Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen – Kommunismus eben.“

„Ich finde, du hast keinen Grund, dumme Scherze zu machen.“

„Finde ich eigentlich auch. Also im Ernst. Wer, glaubst du wohl, hätte Interesse daran, einem so unbedeutenden Einzelkämpfer wie mir Schlägertrupps auf den Hals zu hetzen?“

„Du willst mir doch nicht erzählen, dass es sich um einen persönlichen Racheakt handelt?“

„Natürlich! Was denn sonst? Ich bin doch keine Gefahr für die Regierung.“

„Jeder Andersdenkende ist das momentan. Du kannst von Glück reden, dass du überhaupt noch in Freiheit bist.“

„Das Manuskript – das ist es!“ Kosak vergaß seinen schmerzenden Körper, richtete sich auf und rief: „Bandrowski hat die Hunde auf mich gehetzt, weil er es mit der Angst zu tun bekommt.“

Henryk wusste nicht viel von diesem ominösen Manuskript. Kosak hatte bisher immer nur andeutungsweise davon gesprochen. Henryk hielt es eher für die fixe Idee eines verzweifelten Mannes.

„So einflussreich ist er nie und nimmer. Du siehst Gespenster, Janek. Man wollte dir einen Denkkzettel verpassen, das ist alles. Du solltest dich nicht in solche Geschichten hineinsteigern.“

„Deine Illusionen möchte ich haben. Ich gehe jede Wette ein, dass der Kerl inzwischen bei der Hitlerjugend ein und aus geht.“

Kosak liebte es, das Hauptquartier der politischen Polizei, der *Slużba Bezpieczeństwa* – kurz *Esbecja* –, so zu nennen, da es sich, wie einige spekulierten, in dem ehemaligen Gebäude der Danziger Hitlerjugend befand. Direkt dahinter war außerdem noch das Übungsgelände der paramilitärischen Polizeieinheit ZOMO, der *Zmechanizowane Oddziały Milicji Obywatelskiej*. Von diesen beiden gefürchteten Organisationen, die der Miliz und der Armee gern die Dreckarbeit abnahmen, hieß es, sie gehörten zusammen und würden neben der regulären Polizei, der *Milicja Obywatelska*, und deren Reservistenabteiler ORMO, der ebenfalls der SB unterstellt war, von einer geheimen fünften Organisation kontrolliert.

„Aber es ist doch unsinnig zu glauben, ein einzelner Mann würde Macht und Einfluss anhäufen, nur um dir zu schaden.“

„Natürlich ist das unsinnig. Macht und Einfluss will er nur für sich haben, aber mich will er ausschalten, weil er Angst hat, dass ich eines Tages etwas

Unangenehmes über ihn ausplaudern könnte. Ich habe ihm schon einmal ans Bein gepinkelt – das wird er mir nie verzeihen. Und er hat Angst. Er war immer ein Angsthase.“

Kosak sank erschöpft in sein Kissen zurück.

„Ich könnte dir einiges erzählen“, sagte er mit schwacher Stimme.

Henryk stand ungeduldig auf.

„Du solltest jetzt lieber den Mund halten. Ich werde in die Milchbar gehen und dir etwas zu essen besorgen.“

Angesichts dieser Fürsorglichkeit war es Kosak plötzlich ganz jämmerlich zumute.

„Bloß nichts Festes“, flüsterte er. „Ich kann doch nicht kauen, mein ganzes Gesicht tut so weh ...“

„Ich bring dir eine Suppe. Man wird mir schon irgendein Gefäß für den Transport leihen.“

Henryk war schon an der Tür.

„Henio.“

„Was ist denn noch?“

„Keine Graupen. Ich mag keine Graupensuppe ...“

Zwei Tage später wurde er verhaftet.

Sie kamen wieder zu dritt. Diesmal waren es normale, uniformierte Milizionäre. Merkwürdigerweise hatten sie sogar geklopft, bevor sie die Tür selbst aufschlossen und sich großkotzig um sein Bett aufbauten. Kosak hatte gerade begonnen, ein paar neue Gedanken aufs Papier zu bringen – nun wurde wieder nichts daraus. Der Älteste der drei, ein reichlich brutal aussehender, stämmiger Kerl, riss ihm den Zettel aus der Hand und warf einen mürrischen Blick darauf. Es war nicht anzunehmen, dass er lesen konnte, was dort geschrieben stand, denn Kosak hatte eine Kurzschrift benutzt. Der Beamte zerknüllte den Zettel, nachdem er ihn geringschätzig besehen hatte, und stopfte ihn in eine Tasche seiner Uniformjacke.

„Sie stehen auf und ziehen sich an!“, sagte er im Befehlstone. Und zu seinen Untergebenen: „Ihr bleibt hier und passt auf ihn auf. Dann bringt ihr ihn nach unten.“

Die beiden anderen, zwei schwächliche Jünglinge, denen die Intelligenz nicht gerade übermäßig im Gesicht geschrieben stand, blieben stramm und reglos stehen und blickten frech auf ihren Gefangenen. Kosak bemühte sich, teilnahmslos zu erscheinen und keine Angst zu zeigen. Er merkte, wie ihn ein schwächliches Zittern durchlief. Er kannte dieses Zittern – es war so ähnlich, wie nach einer arbeitsamen Nacht, in der man viel zu viel Kaffee getrunken hatte und man sich am Morgen schwach und zappelig, übermüdet und hellwach zugleich fühlte. Aber es war doch anders. Sein Gesicht wurde heiß, von einem Schweißfilm überzogen, und auch an Armen und Beinen begann er unangenehm zu schwitzen. Wenn wenigstens dieses Zittern aufhören würde, dachte er, können die nicht woanders hinsehen, diese Schwachköpfe? Der Ältere verließ mit schweren Schritten den Raum und stampfte die Treppe hinunter. Er hielt es nicht für nötig, die Tür hinter sich zu schließen.

Einer der Jünglinge riss Kosak die Bettdecke weg, warf sie auf den Boden und rief mit seiner lächerlichen Schuljungenstimme: „Aufstehen, los!“

Kosak quälte sich aus dem Bett. Es fiel ihm noch immer sehr schwer.

„Schneller!“, befahl der Beamte, während der andere sich wichtigtuend im Zimmer umsah und mit seinen Händen alles begrabschte, was er für interessant hielt.

„Darf ich meine Zahnbürste mitnehmen?“, fragte Kosak beim Anziehen.

„Reden Sie keinen Quatsch und beeilen Sie sich!“

Kosak nahm sich vor, lieber den Mund zu halten.

Als er fertig war, legten sie ihm Handschellen an, nahmen ihn rechts und links an den Armen und schoben und stießen ihn unsanft aus dem Zimmer die Treppe hinunter. Als ob das nötig gewesen wäre, er hatte wirklich nicht die leiseste Absicht, Widerstand zu leisten. Unten im Hof stand der wartende Milizwagen mit geöffneter Hintertür direkt vor dem Hauseingang. Als Kosak den einen Fuß zum Einsteigen aufsetzte, gaben sie ihm einen Stoß, und er fiel mit dem Kopf zuerst auf den schmutzigen Blechboden. Sie kamen hinterher, schoben ihn mit den Füßen ganz ins Wageninnere und warfen die Tür zu. Der Motor heulte auf, und sie holperten los. Kosak blieb liegen, er wusste nicht, wie er hätte aufstehen sollen. Dann spürte er einen Schmerz im Rücken einer der beiden hatte ihm den Absatz seines Stiefels hineingebohrt.

Sie brachten ihn zunächst auf eine Milizwache und sperrten ihn in eine kahle Zelle. Später wurde er von zwei Männern in Zivil abgeholt und in ein Quartier der Esbecja transportiert. Dort kam er in einen Raum ohne Fenster, der von einer grellen Glühbirne beleuchtet wurde und in dem außer einem Stuhl kein Möbelstück vorhanden war. Immerhin hatte man ihm vorher gestattet, auf die Toilette zu gehen.

Stundenlang saß er in einer Ecke und zitterte. Ihm war entsetzlich kalt. Schließlich führten sie ihn durch viele kahle Gänge hindurch zum Verhör. Längst wusste er nicht mehr, wie spät es war, eine Uhr hatte er nicht dabei.

Zwei Männer nahmen ihn in die Mangel. Sie stellten sich nicht vor. Der eine saß hinter einem breiten stählernen Schreibtisch und hatte eine Menge Ordner vor sich ausgebreitet. Er war breit und massig, hatte einen fast völlig kahlen Kopf und trug eine Majorsuniform. Wahrscheinlich gehörte er zur ORMÖ. Kosak schätzte ihn auf Anfang 50. Der andere saß neben ihm an der rechten Seite des Tisches und rauchte ununterbrochen. Er war in Zivil, offenbar ein Geheimdienstmann. Obwohl jünger als der Uniformierte, schien es, als verfüge er mindestens über dessen Befehlsgewalt. Er trug einen

unscheinbaren grauen Anzug und machte trotz seiner lässigen Haltung einen wachen und durchtrainierten Eindruck.

An der Tür stand ein Milizionär, steif geradeaus blickend. Er hatte die Schutzkappe seines Pistolenhalfters abgenommen.

Wenn sie mich erschießen, wird kein Hahn danach krähen, dachte Kosak, Einzelkämpfer werden von niemandem betrauert, man muss schon zu einer organisierten Oppositionsgruppe gehören, wenn man als Märtyrer in die Geschichte eingehen will. Oder zur Kirche, das wäre auch nicht schlecht, dann hätte man gleich noch eine Versicherung fürs Jenseits. Wer auf seinen Individualismus beharrt, ist ein Dummkopf, jedermann weiß, dass es vernünftiger ist, sich in eine Gemeinschaft einzufügen, wenn sie einem Schutz bieten kann. Allein gegen den ungerechten Staat anzurennen ist selbstmörderisch und nutzlos, reine Energieverschwendung.

Kosaks Zweifel wurden von der brummigen Stimme des Majors unterbrochen.

„Ihr Name?“, fragte er, breit und schwerfällig über den Schreibtisch gebeugt.

„Ich wette, der steht auf einem dieser vielen Papiere, die Sie da vor sich liegen haben.“

„Werden Sie nicht frech. Noch meinen wir es gut mit Ihnen.“

Es ist wirklich blödsinnig, den Helden zu spielen, dachte Kosak, ich zittere ja schon wie Espenlaub.

„Janusz Kosak.“

„Sie haben früher eine Wohnung in Danzig gehabt und leben jetzt in Sopot?“

„Ich habe dort ein Zimmer.“

„Beruf?“

„Hab keinen.“

„Was soll das heißen? Jeder hat einen Beruf.“

Das müde, fette Gesicht täuscht, dachte Kosak, als er dem Major in die Augen sah, da ist dieses eiskalte Glitzern, ihm macht es nichts aus, über Leichen zu gehen – sonst wäre er nicht hier, die Sonderrationen wollen verdient sein.

„Ich bin Historiker.“